

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Christoph Marksches

## **HERLINDE KOELBL: JÜDISCHE PORTRAITS AUSSTELLUNGSERÖFFNUNG**

9. September 2021, Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften

### **Grußwort**

---

1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland, liebe Frau Berg, lieber Herr Groß, lieber Herr Nachama, meine sehr verehrten Damen und Herren – eigentlich sollte ich sagen: 1701 Jahre, denn – shana tova! – mit rosh ha-schana hat am 6. September nach Sonnenuntergang ja das Jahr 5782 begonnen, gerade drei Abende ist das her und in exakt einer Woche wird Jom Kippur gefeiert, der Versöhnungstag. 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland, 1701 Jahre jüdisches Leben in Deutschland – meine Kollegin im Präsidentenamt der Akademie der Künste, Jeanine Meerapfel sagte vorgestern, dass die Tatsache, wie wenig man in unseren Medien am Montag, Dienstag oder Mittwoch davon merkte, dass wir gerade jüdisches Neujahr haben (im Unterschied zu Argentinien, wo sie aufgewachsen ist und das ein Titelthema für Zeitungen ist), etwas sagt über jüdisches Leben in Deutschland über fünfundsechzig Jahre nach dem Ende der Shoa. Jeanine Meerapfel erzählte aber auch, dass am Dienstag Nachbarn aus dem Hinterhaus an der Tür ihrer Wohnung in Berlin, in der sie wohnt, klingelten, um Honig und Äpfel zu bringen, ein traditionelles Neujahrsgeschenk. Diese Ambivalenz von verbreiteter Gleichgültigkeit, wieder neu verstärkt aufkommender Feindschaft und Hass und gleichzeitigem Wiederaufblühen kennzeichnet jüdisches Leben in diesem Land, im Jahre 2021, im Jahre 5782 und wir alle sind dazu aufgerufen, etwas gegen Hass und Feindschaft, aber auch gegen Gleichgültigkeit zu unternehmen – und als kleinen Beitrag zu der Aufgabe, die wir alle haben, zeigt die Berlin-Brandenburgische Akademie Portraits, die Herlinde Koelbl für uns ausgewählt hat aus ihrer Serie „Jüdische Portraits“, der Serie, die sie für ihre wichtigste hält.

Als wir hier überlegten, was unser Beitrag zu dem Gedenkjahr 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland sein könnte, war leider schnell klar, dass es keine Ausstellung zu jüdischem Leben in der Akademie der Wissenschaften seit ihrer Gründung im Jahre 1700 sein könnte – jüdisches gelehrtes Leben spielte sich, Gott sei es geklagt, in dieser Akademie wie auch sonst meist vor den Toren der gelehrten Einrichtungen und Gesellschaften ab. Das galt schon im achtzehnten Jahrhundert, in den unmittelbaren Jahren nach Gründung für die preußische Akademie: Der Sekretar der philosophischen Klasse beantragte zwar, Moses Mendelssohn in die Akademie aufzunehmen, aber Friedrich der Große bestätigte die Wahl nicht und so unterblieb sie. Mendelssohn blieb vor den Türen der Akademie, weil die Akademie vor dem unberechenbaren, im Blick auf das Judentum gar nicht aufgeklärten Monarchen kapitulierte, ein bis heute beschämender Vorgang. Erstes Mitglied der preußischen Akademie jüdischen Glaubens unserer Akademie wurde erst der Physiker Peter Theophil Riess, zugewählt am 7. April 1842. Auch hier gab es zunächst Probleme, weil das Ministerium dem ebenfalls nicht sehr aufgeklärten König vorschlug, die Zuwahl eines Juden in der Akademie des christlich preußischen Staats nicht zu bestätigen, aber Alexander von Humboldt setzte sich für die Physiker beim Monarchen ein und Friedrich Wilhelm IV. bestätigte zwei Monate später am 28. Juni die Zuwahl. Allerdings konvertierte Riess bald darauf zum Christentum und auch das sagt etwas über 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland. Das nächste Mitglied jüdischen Glaubens in unserer Akademie war, wenn ich recht sehe, der 1839 in Posen geborene Mediziner Hermann Munk, 1880 zugewählt. Noch heute steht auf seinem prächtigen Grabstein auf dem Jüdischen Friedhof in Berlin-

Weißensee stolz vermerkt zu lesen, dass er Mitglied der königlichen preußischen Akademie war. Die Katastrophe jüdischen Lebens in Deutschland kündigte sich an, als diese Akademie ihr 1913 zugewähltes jüdisches Mitglied Albert Einstein im März 1933 zum Austritt zwang; Einstein lehnte nach 1945 mit relativ deutlichen Worten ab, seine Mitgliedschaft wieder zu erneuern und ich habe gleich nach dem Antritt meiner Präsidentschaft vor einem knappen Jahr eine ausführliche Dokumentation dieser für unsere Akademie tief beschämenden Zusammenhänge gegenüber der sogenannten Präsidentengalerie anbringen lassen, damit neben der Ruhmesgeschichte auch die andere Geschichte der vormals preußischen Akademie hier im Hause getreulich erzählt wird.

1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland (oder eben 1701 Jahre) – das ist eine Geschichte mit langen Unterbrechungen, schrecklichen Abbrüchen, einer großen Katastrophe, wie man schon an der Geschichte der jüdischen Gemeinde in Köln merkt, deren erste Erwähnung durch Kaiser Konstantin im Jahre 321 der christlichen Zeitrechnung den Startpunkt dieser Zählung bildet. Da wir selbst aus der Geschichte der Akademie unter dieser Überschrift nur von einer Handvoll Menschen erzählen könnten, haben wir uns entschlossen, diese Erzählung einmal später zu publizieren, wenn alles gründlich aufgearbeitet ist und in diesem Jahr zunächst Menschen durch Portraits ins Haus oder wieder ins Haus zu holen. Und da wir seit dem Beginn meiner Präsidentschaft – darf ich das so sagen, liebe Frau Koelbl? – eine heftige Affäre mit Herlinde Koelbl haben, Sie sehr ins Herz geschlossen haben als Künstlerin, mit ihrer Kunst, haben wir Bilder aus der Serie „Jüdische Portraits“ in unser Haus geholt, die Frau Koelbl für uns ausgesucht hat. Und dafür, liebe Frau Koelbl, dass Sie uns erneut Ihre Portraits anvertrauen, möchte ich Ihnen ganz, ganz herzlich danken; die Bilder waren schon am vergangenen Wochenende, im alten Jahr 5781, zu sehen und haben sehr großen Anklang gefunden bei den vielen hundert Besucherinnen und Besuchern unseres Salons Sophie Charlotte, verschiedenste Menschen haben mir gesagt, dass diese Portraits ihr Favorit im Parcours waren. Tausend Dank!

Auf einen der von Herlinde Koelbl portraitierten möchte ich gesondert eingehen, auf Emil Ludwig Fackenheim, geboren 1916 in Halle und gestorben 2003 in Jerusalem, leider nie zum Mitglied dieser Akademie gewählt, obwohl er es verdient hätte. Ich möchte auf Fackenheim eingehen, weil ich eine Geschichte mit ihm habe, eine kleine, aber charakteristische für unser Thema 1700 Jahre Judentum in Deutschland, für unser Thema „Jüdische Portraits“ und für ihn selbst. Die Geschichte spielt während meines Studiums in Jerusalem, vor fast vierzig Jahren. Ein Gastvortrag war angekündigt, in englischer Sprache. An den Inhalt erinnere ich mich nicht mehr. Nach dem Vortrag pflegte man noch in einer Kellerbar zusammensitzen und mit den Vortragenden über den Vortrag zu sprechen. Der Vortragende blieb in dem Fall, von dem ich erzählen möchte, lange. Sehr lange. Und als er schließlich kurz vor Mitternacht aufstand, sagte er im Aufstehen: „Ich hatte mir geschworen, nie wieder öffentlich Deutsch zu reden. Und nun habe ich mich einen ganzen Abend in dieser Sprache unterhalten“. Wenn ich mich richtig erinnere, ging der Referent ein wenig konsterniert und sehr nachdenklich davon.

Der nachdenklich davon gehende Mensch, der wider seine Vorsätze in die Sprache seiner Jugend zurückgefallen war, hieß Emil Ludwig Fackenheim. Geboren wurde er 1916 in Halle und starb 2003 in Jerusalem. Als er 1983 den Vortrag in Jerusalem hielt, an dessen Nachgeschichte ich mich so lebhaft erinnere, lebte er gerade wenige Monate in dieser so besonderen Stadt. Zwischen Halle und Jerusalem lag ein von den Schrecknissen des zwanzigsten Jahrhunderts tief gezeichnetes Leben, das Fackenheim allerdings nicht bitter gemacht hatte. Mitten während der nationalsozialistischen Diktatur schloss er 1935 seine Schulzeit ab und begann darauf zu studieren: Weil man damals jüdische Theologie nicht an einer Universität belegen konnte, immatrikulierte er sich gleichzeitig an der Universität seiner Heimatstadt für Klassische Philologie, Philosophie sowie Arabistik und an der Berliner Hochschule für die Wissenschaft des Judentums als Rabbinatsstudent. Seine Antrittspredigt hielt der junge Student am Feiertag Jom Kippur 1937 in der Synagoge des jüdischen Friedhofs in Berlin-Weißensee. Bis zuletzt benutzte er das

Hebräisch-Wörterbuch eines christlichen Alttestamentlers aus Halle, das er sich für sein Studium gekauft hatte. Im Zusammenhang der Novemberpogrome 1938 wurde Fackenheim verhaftet und im KZ Sachsenhausen inhaftiert und floh nach seiner Ordination zum Rabbiner 1939 zuerst nach Schottland und dann nach Kanada. Alle Brücken in das Land der Mörder schienen abgebrochen. „Heimat, das gibt es nicht mehr. Ich kann das Wort nicht mehr benutzen. Die Nazis haben das Wort zerstört. Sie haben so viel zerstört“, hat Fackenheim einmal auf die Frage eines Journalisten nach seiner Heimat gesagt.

Aber es kam, wie ich selbst erleben durfte, anders. In einem bewegenden Vortrag vor deutschen Studierenden aus dem Jahr 1988 sprach Fackenheim von dem Abgrund, die durch diese Ereignisse und den Holocaust zwischen Deutschen und Juden, aber auch zwischen Christen und Juden aufgerissen wurde. Er hielt diesen Vortrag am 6. März, dem Tag, an dem sich sein älterer Bruder 1941 in Berlin das Leben nahm, um nicht in das Vernichtungslager Treblinka deportiert zu werden. „Ich bin also hier ganz bestimmt trotz meines Bruders“, beginnt Fackenheim seinen Vortrag, um dann fortzusetzen, dass er auch wegen seines Bruders hier sei und die Kluft überbrücken wolle im Gespräch mit jungen Menschen. Immer wieder mahnte er, die schlimmen antijüdischen und antisemitischen Tendenzen im angeblichen so goldenen Zeitalter deutscher Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts nicht zu vergessen. Ebenso eindringlich warnte er davor, tatenlos wieder erwachenden Antisemitismus hinzunehmen und Antizionismus zu tolerieren.

Und so hat Fackenheim, der nach dem Zweiten Weltkrieg zeitweilig als Rabbiner in Reformgemeinden und als Professor für Philosophie an der Universität Toronto gearbeitet hat, seit seiner Übersiedlung immer wieder das Gespräch mit Deutschen, insbesondere mit Christenmenschen gesucht und dabei vor allem mit Jugendlichen. Ganz selbstverständlich verwendete er die deutsche Sprache seiner Jugend, aber erinnerte manchmal noch an seinen Schwur, das in der Öffentlichkeit niemals wieder zu tun und nannte die Gründe.

Da Fackenheim neben jüdischer Theologie auch Philosophie und Arabistik studiert hatte, beschäftigen sich seine Veröffentlichungen natürlich mit jüdischer und arabischer Philosophie vor allem des Mittelalters. Zunehmend studierte er aber auch klassische deutsche Philosophen wie Kant, Fichte, Schelling und Hegel, weil er als zeitgenössischer Philosoph am (wie er sagt) „ganz Anderen“ der biblischen Offenbarung festhalten wollte, die das, was Menschen über „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ glauben denken zu können, zum lebendigen Gott bringt. Aber seit dem Sechstagekrieg 1967, als nur wenige Jahrzehnte nach dem Holocaust erneut dem jüdischen Volk mit Vernichtung gedroht wurde, beschäftigte Fackenheim mehr und mehr die Frage, wie nach Auschwitz verantwortlich im Judentum von Gott geredet werden konnte.

Eine reife Frucht dieser Überlegungen ist das Buch „Was ist Judentum? Eine Deutung für die Gegenwart“, das Fackenheim 1986 in Jerusalem schrieb und das am Berliner Institut Kirche und Judentum (in einer vorzüglichen Übersetzung von Gudrun Holtz) ins Deutsche übersetzt und vor über zwanzig Jahren dort 1998 publiziert wurde. Es ist aus der Perspektive eines liberalen Juden geschrieben, der davon ausgeht, dass das jüdische Volk zunächst einmal durch die Entschlossenheit verbunden ist, „dass Israel nicht untergehen darf“. Das durch viele autobiographische Erinnerungen leicht zu lesende Buch besteht aus drei Teilen, die schlicht überschrieben sind: „Vergangenheit“, „Gegenwart“ und „Zukunft“. Das Buch beginnt 1938 in einer Gefängniszelle in Halle und mit der Frage der jüdischen Mitgefangenen an Fackenheim, was er als Rabbinatsstudent jetzt als jüdische Antwort auf diese Lage zu sagen habe – der Autor versteht sein Buch als Antwort nach vielen Jahren auf die Frage, was ein Jude in dieser Welt glauben kann.

Der Höhepunkt des Buches ist vielleicht das letzte Kapitel, „Gott im Zeitalter von Auschwitz“. Fackenheim betont die Unendlichkeit Gottes, erinnert daran, dass die klassischen jüdischen Texte nur „sozusagen“ von Gott reden, die Distanz zwischen ihm und unseren Worten über ihn wahren. Insofern bleiben viele Fragen der Menschen nach Gott in der schrecklichen Gegenwart dieser Welt und nach der Katastrophe des zwanzigsten Jahrhunderts ohne Antwort. Und trotzdem schließt Fackenheim mit Worten einer Predigt, die ein chassidischer Rabbiner im Warschauer Ghetto gehalten hat und die durch Zufall erhalten geblieben ist. Rabbi Schapiro erinnerte am 14. März 1942 an die alte Geschichte, dass Gott in seiner inneren Kammer im Verborgenen weint und seine Freude nur in der äußeren Kammer diesen Schmerz transzendiert. Fackenheim fragt am Ende ganz vorsichtig, ob Rabbi Shapiro im Ghetto nicht versuchte, am Schmerz Gottes Anteil zu nehmen, „selbst auf die Gefahr hin, dass er dabei vernichtet würde“.

Ein so eindrücklicher Mensch und Denker wie Emil Fackenheim darf nicht vergessen werden. Wir danken den eindrücklichen Portraits von Herlinde Koelbl, dass Menschen wie Fackenheim auch nicht vergessen werden. Ihre Bilder, liebe Frau Koelbl, sprechen an, sie fordern zum Gespräch heraus und dazu, sich über die Portraitierten kundig zu machen. Kundig zu machen in den Gesprächen, die Sie mit diesen Menschen geführt haben, kundig zu machen aber auch in deren Veröffentlichungen und Hinterlassenschaften. Dafür, dass uns Ihre Bilder so ins Gespräch ziehen, mit Emil Fackenheim, aber auch allen anderen, über die wir jetzt gleich miteinander sprechen werden, dafür danke ich Ihnen sehr herzlich und natürlich auch den Gesprächspartnern der Runde, die sich gleich mit Shelly Kupferberg anschließen wird.